

(Nachdruck verboten.)

19)

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Ich glaube ja auch nicht ernstlich, daß das Glück von äußerer Pracht abhängig ist,“ entgegnete Kepler. „Ich kann mir auch vorstellen, daß man mit einem Menschen, der einem alles ist und alles gibt, in einer elenden Kammer namenlos glücklich zu sein vermag.“

„Ist das Ihr ganzer Ernst?“

„Ja, Fräulein Anders!“

„Worum belügen Sie sich?“

„Ich glaube fest daran.“

„Ein Mensch, der ein Theater bauen will, muß die Pracht und Herrlichkeit von ganzer Seele lieben . . .“

„Man kann doch sein Berufsleben und sein inneres Glück voneinander trennen!“

„Nein, das kann man nicht. Und ein Künstler ist es vollends nicht imstande.“

„Sie halten mich also für einen oberflächlichen Menschen?“

„Das habe ich nicht gesagt. Im Gegenteil, es wäre vielleicht schlimmer für Sie, wenn Sie anders wären.“

„Sagen Sie mir, ob Sie mir ein bißchen gut sein könnten.“

„Bitte, fragen Sie mich nicht.“

„Ich lege mein ganzes Glück in Ihre Hände!“

„Auf wie lange?“

„Warum zweifeln Sie an mir? Und warum entziehen Sie sich mir? Ich habe gedacht, Sie mühten mich ein bißchen verstehen.“

„Vielleicht verstehe ich Sie auch — und besser als Sie ahnen.“ Ihre Züge wurden schwermütig.

„Wenn Sie mich verstehen, so müssen Sie wissen, daß mein ganzes Schicksal von Ihnen abhängt.“ Er sah sie voll Leidenschaft an und wurde befremdet durch ihr Gesicht, das ihm traurig und entsetzend schien.

„Was haben Sie denn nur?“ fragte er bekümmert.

„Warum tun Sie mir weh?“

„Ich möchte Sie nicht verletzen.“

„Ich glaube Ihnen!“

„Ich habe einen Vater,“ fuhr sie fort, „der sein ganzes Leben hindurch wie ein strenger Künstler gerungen. Erreicht hat er freilich nichts. Immer stand er im Dunklen, und heute schlägt er sich als armer Orchestermusiker in einem Musiktheater durch und instrumentiert für andere in seinen Mußestunden. Dieser Mensch — sagte sie langsam — hat dennoch seine innere Freiheit und Heiterkeit nicht verloren. Er hat niemals über sich hinausgewollt, und kein falscher Ehrgeiz hat ihn müde gemacht und zerbrochen.“

Sie schwieg und betrachtete ihn ernst.

„Fräulein Grete,“ entgegnete er, „ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen.“

„Nur, daß ich auch nicht über mich hinausstrebe — daß ich mir mein inneres Gleichgewicht bewahren möchte. Ich habe Angst, wenn Sie so große Worte zu mir sprechen.“

„Das ist freilich bitter, daß Sie so gar kein Vertrauen zu mir haben!“

Grete schüttelte den Kopf und schwieg eine Weile, ehe sie erwiderte: „Ich möchte mich nicht verlieren.“

Er nahm ihre Hand und drückte sie.

„Wissen Ihre Eltern, wo Sie heute abend sind?“

„Ja,“ antwortete sie einfach.

„Und hatten sie nichts dagegen?“

„Sie haben Ehrfurcht vor meinem Willen. Sie wissen, daß ihr Einfluß aufhören würde, wenn sie mich hemmen wollten.“

„Ich habe mich in Ihren Vater beim ersten Blick verliebt. Er ist keine Nummer — er ist ein Mensch.“

„Das ist er!“ erwiderte sie warm, und ein dankbarer Blick traf ihn.

„Wir wollen auf das Wohl Ihres Vaters trinken.“

„Und auf das meiner Mutter.“

Sie hoben die Gläser und stießen an.

Er schenkte sie von neuem voll.

„Fräulein Grete, wissen Sie, daß Sie mein Halt und meine Stütze sind?“

Darauf schwieg sie.

„Ich habe immer die Sehnsucht nach einem Menschen gehabt, dem ich rückhaltlos alles und jedes sagen könnte. Ich habe immer allein gestanden. Sie sind der erste Mensch, zu dem ich so spreche. Von der ersten Stunde an habe ich gewußt, daß wir beide eine innere und unauflösbare Beziehung zueinander haben. Ich habe gewußt,“ setzte er erregt hinzu, „daß es mir von nun an nicht mehr fehlen könnte. Begreifen Sie mich doch! Seien Sie gütig gegen mich! Ich brauche — hören Sie — ich brauche Ihre Güte.“

„Bin ich wirklich hart gegen Sie?“

„Ja, Sie verschließen sich mir. Sie wollen nicht, daß ich stark und glücklich bin. Durch Sie könnte ich stark und glücklich sein.“

„Nur durch sich selbst können Sie es sein.“

„Das ist nicht wahr — das leugne ich! Mein ganzes Selbstvertrauen, alle meine Kraft würde wachsen, wenn ich wüßte, daß eine Seele fest an mir hängt — bedingungslos an mich glaubt. Und diese Seele könnte kein anderer Mensch sein als Sie!“

„Kein anderer Mensch als ich,“ wiederholte sie, in sich verträumt.

„Ist es denn etwas Arges und Schwächliches, wenn man den Teil sucht, der einen ergänzt? . . . Und wenn man ihn nicht mehr loslassen will, nachdem man ihn gefunden hat? . . . Sie haben so etwas Starkes und Zuverlässiges — so etwas Wurzelfestes . . .!“

„Nein,“ erwiderte sie, „ich bin nur frohig und selbstherrlich.“

„Sie sind, wie Sie sein müssen.“ Wieder nahm er sein Glas, und indem er es zum Munde führte, sagte er: „Ich trinke auf unsere Liebe! Nicht wahr, Sie haben mich ein wenig lieb?“

„Ja, ich habe Sie lieb.“

Ihr Gesicht wurde über und über rot, und ihre dunklen Augen schienen noch mehr noch innen zu sinken.

„O,“ sagte er mit unterdrückter Stimme, „ich möchte Dich immer nur ansehen . . . Deine feinen Augenbrauen, Deine Stirn, Deinen Mund . . .“

Sie beugte sich zu ihm hin, ohne Willen und Widerstand, und während er sie küßte, schloß sie die Augen.

Und immer wieder zog er sie an sich — und wieder ließ sie es geschehen.

„Morgen komme ich zu den Eltern!“ sagte er wie trunken.

Mit beiden Händen wehrte sie ab.

„Nein — nein! Das will ich nicht!“

„Kind, was hast Du?“ fragte er, erschreckt durch ihre Miene, die plötzlich wieder etwas Verstörtes angenommen hatte.

„Nichts — nichts habe ich!“ antwortete sie und versuchte zu lächeln.

„Ich dränge Dich nicht . . . ich tue, was Du willst . . . ich komme nicht eher, als Du es selber wünschst.“

„Laß mich jetzt heim,“ bat sie.

„Bleibe noch,“ drängte er. „Ich möchte, daß dieser Abend kein Ende nähme, ich habe Dir ja so viel zu sagen!“

Sie nickte stumm, und er begann zu erzählen, von seinen Plänen und Zukunftsträumen. Das große Gefühl, das ihn erfüllte, löste seine Zunge. Er beschrieb ihr das Theater bis in das kleinste Winkelfchen. Sie sah die Fassade des aus Sandstein gebauten Hauses, sie sah die marmorne Treppe, die zu den Entrees führte, sie sah die drehbare Bühne, bei der die letzten Errungenschaften der Technik angewandt waren, sie blickte hinunter in den vornehmen, hellerleuchteten Zuschauerraum, dessen Decke ein Kunstwerk war und dessen Logen und Ränge eine ungeahnte Pracht offenbarten. Und dann taten sich vor ihr die eleganten Joyers auf, in denen das Publikum während der Pausen seinem Entzücken über diesen Wunderbau Ausdruck gab.

Sie hörte ihm mit stiller Freude zu, und ihre Augen weiteten sich.

„Ich habe Dich am liebsten,“ sagte sie zärtlich, „wenn Du von Deiner Arbeit sprichst.“

„Du kannst Dir gar nicht vorstellen,“ fuhr er fort, „was es für ein Elend ist, wenn ein Mensch, der arbeiten will und

voller Entwürfe steckt, nicht die Möglichkeit hat, sich in seinem Können auszuleben. Das ist schlimmer als Hunger. Dann kommt eine Verbitterung über einen, die alle Zuvorsichtlichkeit und alles Selbstvertrauen zerfrisst, die einen mutlos und mürrisch macht. Man verliert alles Maß für die Dinge — man reißt sich in seiner Hoffnungslosigkeit auf.“

„Ich begreife das so gut,“ erwiderte sie, „und dennoch hast Du es tausendmal besser gehabt als die meisten anderen, die nicht nur den geistigen, sondern auch den leiblichen Hunger am eigenen Fleisch erfahren und um den gemeinen Lebensunterhalt noch kämpfen mußten. Etwas Sammervolleres gibt es gar nicht.“

Er blickte sie groß an.

„Du irrst, wenn Du meinst, es sei mir besser ergangen. Wie oft bin ich mit leerem Magen zu Bette gegangen — wie oft habe ich nicht ein noch aus gewußt. Weißt Du, wie ich es dann gemacht habe?“ setzte er lachend hinzu. „Ich habe einfach die Mahlzeiten verschlafen. Mein Elend fing erst dann an, wenn ich keinen reinen Kragen mehr hatte. Hungern muß jeder Künstler, und davon soll man auch nicht so viel Wesens machen. Nur nicht der Welt zeigen, wie schlecht es einem geht — das war immer und immer mein Bestreben. Siehst Du,“ sagte er lachend, „es ist noch gar nicht lange her, wo mein Mittag- und Abendmahl in einer trockenen Semmel bestand, und niemand hat davon gewußt. Jeder hätte meinem Neußern nach geurteilt, ich lebte sorgenlos dahin. Ein paar Stunden, bevor ich Dich an jenem Abend traf, trat eine Wendung ein. Ich hatte nur noch ein paar Groschen in der Tasche, und nicht die geringsten Aussichten.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

th. Tante Guste. In höchster Aufregung stürmte Lieselotte in das Zimmer. Mit allen Zeichen der Entrüstung schleuderte sie Hut und Pelztragen in die nächste Ecke, warf sich in einen Sessel und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Aber Lotti . . . Kind, . . . was ist denn, Lottichen!“ Die Mutter schrie auf und eilte zu ihr hin. „Nein, was ist denn, Lotti? So rede doch nur! Ist ein Unglück geschehen? . . . Ist Fritz . . .“

„Fritz ist . . . jawohl, Fritz, ein, ein, ein Ungeheuer ist Fritz.“ Lieselottes Stimme brach, dann schrie sie mit einem wahrhaft dramatischen Effekt: „Ich bin ja totunglücklich!“

„Aber was ist denn geschehen, was macht denn Dein Mann?“ Die Mutter schlug die Hände zusammen. „Du armes Kind! Das ist ja entsetzlich! . . . Hat er Dich betrogen? Ich habe es aber immer gesagt, er hält es mit den Dienstmädchen.“

„Nein, das ist ja aber gar nicht wahr! Wie kannst Du denn so etwas sagen, Mama!“ Jetzt war Lieselotte direkt empört. „Es ist ja überhaupt etwas ganz anderes. . . Ach, ich bin ja außer mir, ich bin ja verzweifelt! Kannst Du Dir so etwas denken? Er will — das Wingerfest nicht mitmachen!“

Sie trodnete ihre Tränen und sah die Mutter an, als verkündete sie eine Schauerwärmer. Die Mutter schien sie auch als solche zu empfinden, sie sank gleichfalls auf einen Stuhl. „Er will nicht mehr? . . . Aber warum denn nicht? . . . Was ist denn . . .?“

Lieselotte schluchzte schon wieder. „Ich wollte ein neues Kleid dazu haben und es heute kaufen, mit dem grünseidenen war ich doch schon einigemal weg, und da sagt er, das wäre ihm zu teuer, und das grünseidene wäre ja noch wie neu, und da sag' ich, dann ginge ich gar nicht, und da sagt er, das wär' ihm das liebste, wir wären auch genug auf Vällen gewesen. Es ist unerhört!“

„Unerhört!“ bestätigte die Mutter.

Lieselotte sah gen Himmel: „Ich weiß ja aber auch, wer mir das eingebracht hat. Daran ist bloß meine Tante Guste schuld.“

„Tante Guste!“ Die Augen der Mutter begannen zu funkeln.

„Tante Guste“, wiederholte Lieselotte kampfbereit. „Tante Guste hat es ihm ins Ohr gesetzt. Das unterliegt für mich gar keinem Zweifel. Er leugnet noch, hat sie seit Wochen nicht gesehen; ich weiß doch, was ich davon zu halten habe. Sie wird schon was gesagt haben über Verschwendungssucht und so weiter.“

„Das ist ja aber ein schreckliches Weib! Das ist ja abscheulich von der Alten! Wie kann denn die solchen Unfrieden in Eure junge Ehe tragen? Und Dein lieber Mann läßt ihr das so durchgehen?“

„Mein lieber Mann . . . ja wohl, mein lieber Mann! . . .“ Lieselotte lachte hysterisch auf. „Als ob der nicht auf ihrer Seite wäre! Du hörst es ja, er hat sie seit Wochen nicht gesehen, er meidet sie schon tunlichst, weil wir doch was gegen sie haben; sie ist die beste verständigste Frau, nur ich bin die Unbertragliche. So was muß man sich sagen lassen!“

„Und alles um dieses Weib! . . . Der möchte ich ja mal Bescheid sagen!“ Die Entrüstung der Mutter wuchs.

„Das tu lieber nicht, — Fritz hält ja doch zu ihr.“ Lieselotte schluchzte schon wieder. „Das ist ja 'ne Frau, die man so schätzen

muß, er hat sie ja so kennen gelernt, wie er bei ihr gewohnt hat! Ach er geht ja auch heimlich zu ihr, ich bin ja davon überzeugt. Er war ja vorgestern auch bei ihr und zu mir sagte er, er wäre im Klub gewesen.“

„Es ist unerhört von der Frau!“ Die Mutter schüttelte den Kopf. „Das ist ja eine ganz gefährliche Person! Die spielt ja mit Familiengeld! Was plant denn die? Die denkt wohl, er soll sich scheiden lassen und ihre alte Unke von Tochter heiraten?“

„Ach . . . Mama! . . . Aber zuguttrauen ist es ihr.“ Lieselotte setzte sich aufrecht. „Der Person ist alles zuguttrauen, nachdem sie solchen fürchtbaren Unfrieden zwischen meinen Mann und mich gebracht hat! . . . Wer klingelt denn da draußen? . . . Ja, das ist ja Fritz!“

„Der kommt mir gerade recht,“ sagte die Schwiegermutter und zog die Brauen hoch.

Es war wirklich Fritz. Er blieb in der Tür stehen und sah mit einem Anflug von Humor auf seine Frau. „So hier bist Du? Das dachte ich mir. Na, hat das Gewitter ausgetobt, oder großli's noch?“ Er trat näher und versuchte ihr Köpfchen emporzuziehen. Sie stieß ihn unartig zurück.

„Hohn und Spott ist bei all dem Unglück wirklich nicht angebracht,“ sagte würdevoll die Schwiegermutter.

„Hohn und Spott? . . . Unglück?“ Er drehte sich um und machte eine Art Schaßgesicht.

„Sie brauchen meine Tochter nicht auch noch zu verlachen, nachdem sie ihr all das zugefügt.“

„Zugefügt? Was denn? Daß ich ihr nicht noch ein Ballkleid kaufen will — wo sie schon zwei im Schrank zu hängen hat?“

„Es ist unerhört,“ sagte die Mutter. „Sie schlagen einen Ton an Schwiegerohn.“

„Und alles um diese Tante Guste,“ schluchzte Lieselotte.

„Ach, weißt Du, mit dem Unstimm hör' jetzt auf!“ Fritz wurde ärgerlich: „Ich habe Dir schon einmal gesagt, ich hab meine Tante seit Wochen nicht gesehen, ich . . .“

„Lüge doch nicht! — Du warst vorgestern — bei ihr. Seit vorgestern bist Du gegen mein Kleid.“

„Bitte, jetzt wage Deine Worte!“ Der Mann redete sich. „Ich lüge nie, daß Du es weißt! Ich bin allein vernünftig genug, um zu berechnen, was zu teuer ist, und brauch dazu wirklich keine Tanten.“

„Jetzt wird er noch grob,“ schluchzte Lieselotte. „Mama, Du hörst es, wie er mich anspricht! Er behandelt mich schlimmer als ein Dienstmädchen! Und alles um diese Tante Guste.“

„Ich muß darum bitten, meine Tante aus dem Spiel zu lassen!“

„Dann hätte nur Ihre Tante selbst aus dem Spiel bleiben sollen. Das ist ja unerhört von der Person, solch Unglück über mein Kind zu bringen.“ Die Mutter stand da wie eine zornige Löwin: „Aber wir durchschauen das infame Weib!“

„Die will bloß, daß Du mich verlassen sollst, um ihre Tochter zu heiraten“ wimmerte Lieselotte.

„Was will . . .? Na, da hört ja aber alles auf!“ Fritz stemmte die Hände in die Seiten: „Seid Ihr Beide verbrocht geworden? . . . Jetzt will ich Dir mal ernstlich was sagen, mein Kind. Jetzt kommst Du nach Hause und bist vernünftig. Ich habe es satt! Willst Du nicht? Nun, dann geh' ich voran; wenn Du wieder gescheit bist, kannst Du nachkommen.“ Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

„Fritz!“ schrie Lieselotte auf. „Fritz! . . . Mama! . . . er verläßt mich! . . .“

„Und all das um diese Tante Guste!“ Die Mutter stand wie Lots Weib, dann stürzte sie plötzlich nach dem Schreibtisch. „Aber der werde ich jetzt mal einen Brief schreiben und ihr klar machen, wie gemein sie ist!“

„So, da sieht es: Dank Ihrer insamen Mänke und Intrigen ist mein armes Kind tief unglücklich geworden. Triumphieren Sie aber nicht zu früh, Sie werden die Früchte Ihrer bösen Saat nicht ernten. Meine Tochter wird ihre Rechte bis zuletzt verteidigen. Pfui über eine Frau, die in so nichtswürdiger Weise mit dem Glück einer Familie spielt.“

„Das wird hoffentlich ziehen. Jetzt kam ihn die Minna gleich hintragen und bei ihr abgeben.“ Sie schloß den Brief und klingelte nach dem Mädchen, dann warf sie sich erschöpft in einen Sessel: „Die wird ja Augen machen, daß sie durchschaut ist.“ . . .

„Na und ich lasse mich nicht scheiden um die Person,“ schluchzte Lieselotte. „Ich mache ihrer Tochter nicht Platz; fällt mir nicht ein! . . . Da ist wohl die Minna schon wieder? . . . Ja, was soll denn das heißen? Sie bringen ja den Brief zurück!“

„Man hat wohl die Annahme vertweigert?“ rief die Mutter empört.

Das Mädchen legte den Brief auf den Tisch. „Ne, 's is überhaupt keener zu Hause, und der Portier sagt, Se möchten 'n man mit die Post nachschicken, de Herrschaft is schon seit sechs Wochen in Bremen.“

Es entstand ein drückendes Schweigen.

„Ja, Mama,“ sagte Lieselotte endlich weinerlich, „Mama, wenn sie schon sechs Wochen verreist ist, dann kann sie ja gar nicht schuld dran sein: Mama, wer ist es denn aber dann? . . .“

t. Flüsse im Wolkenmeer. Eine Naturerscheinung, die von Luftschiffen hier und da beobachtet worden ist, behandelt R. v. Vassius im neuesten Heft der „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen“.

Es handelt sich um die Abbildung von Gewässern in einer Wolkendecke. Die Photographien solcher Wolkendecken, die v. Bassus aufgenommen hat, machen die Bedeutung dieser Wahrnehmungen voll und verständlich. Wenn man in einem Luftballon schwebt und von diesem auf eine geschlossene Wolkendecke heruntersieht, so lassen sich auf ihr als eine Art von Käfern, Furchen, Löchern, als größere Rücken oder auch nur als dunklere Flecke von verschiedener Größe die Lage und der Verlauf der Gewässer erkennen, die wiederum unter dieser Wolkendecke auf der Erdoberfläche befindlich sind. v. Bassus war einmal von München aufgestiegen und stand mit seinem Ballon über dem Isartal. Er hatte die Erde aus dem Gesicht verloren, da unter dem Ballon eine einheitliche Wolkendecke lag. Auf dieser aber war der Verlauf des Isartales als eine Furche deutlich zu erkennen. An einer Stelle der Wolkenfurche lag wie ein riesiger Pilz eine Hausenwolke, und zwar, wie später festgestellt wurde, gerade über einem etwa 10 Meter breiten Ueberfallwehr bei Pullach, wo die Wasserkraft in einem Elektrizitätswerk benützt wird. Die Entstehung der Hausenwolke über diesem Punkt mußte also wohl in einem Zusammenhang mit dem Wasserfall des Wehrs stehen. Ziehen die Wolken rasch und ist ihre Lage nicht zu dick, so bilden sich nur große Flüsse in ihr ab, gewöhnlich auch nur in Gestalt von Wolkensäulen, aus deren Anordnung der Verlauf des Flußtales annähernd zu erkennen ist. Je dichter und je gleichmäßiger verteilt die Wolkendecke ist, desto schwächer kommt die Erscheinung zum Ausdruck. Unter bestimmten Bedingungen jedoch, die noch nicht genau festgestellt worden sind, lassen sich sogar kleine Bäche als Furchen in der Wolkendecke wahrnehmen; sogar die geringsten Krümmungen solcher Wasserläufe sind dann in den Furchen der Wolkendecke genau abgebildet. Größere Bäche und Flüsse üben einen entsprechend größeren Einfluß auf die Wolkendecke aus, so daß in ihr ein richtiges Tal entsteht, in dem die Wolken nur noch aus einem feinen Dunst bestehen und oft so dünn sind, daß die Erde durch sie hindurch zu sehen ist. Namentlich wenn die Sonne schräg auf die Wolken fällt, wird diese sonderbare Naturerscheinung höchst auffallend. Sogar kleinere Bassertümpel geben Veranlassung zur Bildung trichterförmiger Löcher in der Wolkenschicht, während die großen Sumpfe, die in Oberbayern so zahlreich vorhanden sind und dort als Moose bezeichnet werden, als dunkle, mit feinem Dunst ausgefüllte Flächen genau in ihren Umrissen in der Wolkendecke abgebildet werden. Die Annahme lag nahe, daß sich diese Einwirkung der irdischen Gewässer auf die Wolken auch von unten her beobachten ließe, und die Erfahrungen des Münchener Luftschiffers haben diese Vermutung bestätigt. Bei einem Aufenthalt in Altmühlthal war eine Loderung in der Wolkendecke deutlich erkennbar, in deren Verlauf die Wolken heller und häufiger sich darstellten als überall sonst auf dem sichtbaren Himmel. Diese veränderte Beschaffenheit der Wolken folgte einem Bogen, der ganz einer großen, von der Altmühl dort gebildeten Schleife entsprach. Ein andermal wurde eine Furche in einer Wolkendecke wahrgenommen, die eine genaue Abbildung des Würmflusses und des ihn fortsetzenden Kanals darstellten. —

Kunst.

sch. Rudolf Siemering, Professor und Mitglied des Senats der Akademie der Künste und Direktor des Rauch-Museums, gehörte der Bildhauerschule an, die von Rauch ihren Ausgang nahm. Ein Schüler Rauchs war sein Lehrer, und diese Tradition hat sich in Siemering erhalten.

Es ist nicht leicht, Siemering gerecht zu werden. Er stammt aus einer Zeit, die uns schon fremd geworden ist. Am 10. August 1835 zu Königsberg geboren, stand er gerade im Mannesalter, als der Krieg 1870/71 die Erfolge brachte, die seinem Schaffen die Wege wies. Der am Sockel des Germania-Monuments, das beim Einzug der Truppen unter den Linden errichtet wurde, angebrachte Fries machte ihn in der damaligen Zeit berühmt, während er sich vorher in Entwürfen zu Goethe- und Schiller-Monumenten versucht hatte, die zwar prämiert, aber nicht ausgeführt wurden. Auch in einigen kleineren Gruppen: Nymphen und Pan und Pan und Amor trug er der Zeit Rechnung.

Das Luther-Denkmal in Eisleben, das Standbild Friedrichs des Großen vor der Marienburg und besonders das Siegesdenkmal in Leipzig gelten als seine Hauptwerke, denen sich das Denkmal Washingtons in Amerika anschließt.

Berlin hat folgende Werke von ihm aufzuweisen: die sitzende Statue Wilhelms I. in der Vorhalle der Börse, die Gräfin-Statue mit Melies in farbiger Majolika, die Geheilte und Heilung Suchende darstellen, bei der Charité stehend (von 1882). Dann folgt das kolossale Bronzestandbild Wilhelms I. von 1892 in der Herrscherhalle des Zeughauses. 1896 wurde die Bronzegruppe der hl. Gertraud auf der Gertraudenbrücke aufgestellt, die einem Fahrenden den Rabetrunck reicht. Dieses Werk bringt am ehesten die Art des Künstlers zum Ausdruck. Es fehlt allerdings in der Beherrschung der architektonischen Verhältnisse. Aber das Jhyllische, Ruhige, Anekdotenhafte kommt hier noch in der bezeichnendsten und angenehmsten Weise zur Geltung.

Danach kam Siemering in die Bestrebungen hinein, die über Berlins Plastik soviel Unheil brachten. Allerdings war er ja durch seine früheren Siegesdenkmäler dazu prädestiniert. Er erhielt den Auftrag, für die Sieges-Allee Friedrich Wilhelm I. zu bearbeiten. Er tat auch dies in ruhiger, einfacher Weise. Denn das muß man ihm lassen, dem neudeutschen Surradenkmal war er fremd. Seiner Kunst lag mehr das Bürgerlich-Intime. So gab er dem König

etwas Social-Menschliches. Er brachte etwas Witz in diese korrupte Persönlichkeit, die sich auf den Krückstock stützt, während rechts und links am Sockel Sprüche angebracht sind, die zum Sparen und zum einfachen Lebenswandel mahnen. Auch die Porträtbüsten des Fürsten von Anhalt-Desau und Frlm. von Igen sind schlechte und rechte Arbeiten eines Künstlers, der über die eigentlichen Prinzipien seiner Kunst nicht nachdenkt, aber bestrebt ist, etwas zu liefern, das den künstlerischen Anforderungen seiner Zeit entspricht. Das Denkmal ist von 1900. Seine letzte Arbeit war das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal, das einen so hervorragend schönen Platz hat am Goldfischteich, den es nicht auszufüllen vermag. Es ist eine Verlegenheitsarbeit, die im Kleinen die Züge bewahrt, die uns den Künstler angenehm machen, der für uns eine Erinnerung aus vergangenen Zeiten darstellt. Unglücklich wie diese Idee der Massenverarbeitung von drei Komponisten, ist auch die Ausführung nichts weiter als ein verlegenes Arrangement dreier Porträtköpfe, mit Schwänen und Hasen und Masken und Lorbeerkränzen.

Vor den neueren offiziellen Bildhauern, die pompöser auftraten, hatte Siemering die bescheidene Note voraus. Er schien zu wissen, daß er aus einer Zeit stammte, der die neuere Entwicklung fremd sein mußte, und diese kleinbürgerliche Tradition hielt er künstlerisch ehrlich aufrecht. Jedoch, es ist ein übles Ding: der Künstler, der für eine größere Gemeinschaft arbeitet, muß es sich gefallen lassen, daß man ihn mit kritischem Maßstab mißt, der seine Mächtigkeiten kennt. Und da muß man sagen, daß das Hinscheiden dieser älteren Generation für die Kunst eine Befreiung bildet. —

Kulturgeschichtliches.

— Eine Schulbankgeschichte. Eine interessante, das Schulwesen des 18. Jahrhunderts charakterisierende Schulbankgeschichte bringt die letzte Nummer der „Grenzboten“. Der Rat der Stadt Breslau hatte im Jahre 1781 die Absicht, an dem Elisabeth-Gymnasium statt der einfachen Sitzbänke bequeme Schultische einzuführen. Der Rektor Arletius erklärte sich aber dagegen; aus seiner Eingabe wollen wir folgende Stelle hervorheben: „In Absicht auf die Nutzbarkeit dieser neuen Anstalt und Einrichtung habe ich allerhand Bedenkllichkeiten Einem Hochl. Magistrat gebührend vorzustellen. Ich weiß wohl, daß verschiedene Herren Kaufleute und Bürger sich dieselben ungemein groß und wichtig vorzustellen sich eintommen lassen. Die alleinige nach meiner Ansicht wäre die Bequemlichkeit zu schreiben oder im Nachschreiben. Da ich aber bereits oben erwies, daß das gut und schön schreiben zu Hause und nicht in der Schule erlernt werden könne und müsse: so bitte ich gehorsamt zu erwägen, daß erstlich durch die neuen Tische und Bänke überall der Raum und Platz eines jeden Lehrjahrs gewaltig geschmälert und eingeschränkt werden muß und wird; hernach was die rasche Jugend theils aus Unvorsichtigkeit theils aus Muthwillen an den Tischen vor Schaden und Nachtheil anrichten wird, welches beständige Ausbesserung verursachen muß. Und wenn sogar, wie ich höre, Dinte-Fässer angeschafft werden sollten, was für neue Unkosten und unnötige Unordnungen solches verursachen werde, da ein jeder Schüler so verpflichtet als gewohnt gewesen ist und noch ist, seinen eigenen sogenannten Stecher zu haben, mitzubringen und zu gebrauchen. Ich sehe also fast überall weder Nothwendigkeit noch Nutzbarkeit dieser neuen Anstalt und Einrichtung.“ —

Geographisches.

ch. Der größte Geiser der Welt. Eines der größten Wunder der Welt ist der gewaltige Geiser, der zu Rotura in Neu-Seeland liegt und als „Waimangu“ bekannt ist. Der Waimangu trat vor einer Reihe von Jahren zum erstenmal in die Erscheinung. Er ist auf der Linie jener großen vulkanischen Klüfte und Spalten gelegen, die durch den furchtbaren Ausbruch des Mount Tarawera im Jahre 1886 entstanden, und ist nur eine kurze Strecke entfernt von den einst so berühmten Terrassen von Rotomahara, deren Schönheiten durch die unheilvolle Eruption völlig vom Erdboden beraubt worden sind. Der Krater, aus dem der Waimangu aufsteigt, ist nach einer Schilderung, die Oliver Johnson im „Scientific American“ veröffentlicht, von ungeheurer Tiefe. Bei einem Ausbruch füllt sich dieser ganz gewaltige Trichter mit einer dicken Säule aus schwarzem, lodendem Schlamm und Steinen, die bis zu einer Höhe von fast tausend Fuß emporsteigt. Der dabei aufströmende Dampf und Dunst hüllt diese Säule ein und steigt bei ruhigem Wetter viele tausend Fuß in die Höhe. Der Ausbruch des Geisers erfolgt mit jäher Plötzlichkeit und so unheimlich wächst dieses kolossale Schauspiel aus dem Schlunde des Kraters, daß die Besucher kaum noch Zeit finden, nach einem sicheren Ort zu entfliehen. Eine ungeheure Kraft stößt diese Massen empor, lodendes Wasser und riesige Steine werden mit höchster Wucht emporgeschleudert; das Brausen und Zischen des heißen Dampfes, das Poltern und Dröhnen der Felsen erhöht noch diese mächtigen Eindrücke. Der Waimangu liegt im Mittelpunkte der heißen Seen und Quellen, die sich in dem Rotura-Bezirk befinden, und die der Tourist in wenigen Stunden von Auckland, der früheren Hauptstadt Neu-Seelands und dem Haupthafenplatz der Kolonie, aus erreichen kann. Da findet man kleine und größere Teiche, die alle die verschiedensten Wärmegrade aufweisen. Einige sind wie lodende Kessel, andere wie sprudelnde Brunnen von Schlamm und Schwefel, die schwere Wolken von Dampf und schwefeligem Rauch ausstoßen, während andere wieder klar und ruhig liegen und in hellstem Grün und tiefstem, reinem Blau ihren fiedelosen Spiegel darbieten. Die heilsamen Wirkungen dieser heißen Quellen sind

weithin berühmt und anerkannt; sie vertreiben Hautausschläge, Rheumatismus, Nicht und andere Leiden. Tausende von Kranken kommen von fern und nah und ebenso strömen Scharen von Zuschauern herbei, die Heilungen zu sehen. Der berüchtete und rätselvolle Reiz dieser ganzen Gegend wird noch erhöht durch den Umstand, daß sie die Heimat der Maori, dieses von Legenden und Sagen umwobener Stammes, ist. Auch die merkwürdigen und grotesken Formationen der Felsen und Steine, die in zerklüfteter und zerfissenen Linien einsam sich aufrichten, verleihen der Gegend um den großen Geiser Waimangu den Reiz eines bizarren und exotischen Zauberreiches. —

Medizinisches.

ie. Augenverletzungen durch Sturz. In ärztlichen Fachschriften wird jetzt die Veröffentlichung eines englischen Gelehrten viel erörtert. In der ausgeführt wird, daß ein Schädelbruch, der durch einen Fall verursacht wird, zu einer Spaltung des Augenerven führen kann. Deartige Folgen, die auf eine Beeinträchtigung oder gar vollständige Zerstörung der Sehkraft hinwirken, werden begreiflicherweise von dem Grade abhängig sein, in dem die Verletzung des Schädels sich auf die Augenhöhle erstreckt. In der Tat sind schon viele Fälle beobachtet worden, bei denen dadurch eine einseitige Blindheit eingetreten ist. Dabei ist es nicht einmal notwendig, daß der Sturz gerade den Stirnknochen unmittelbar über dem Auge trifft. Nach Leber und Deutschmann führen Knochenbrüche an dieser Stelle eine Beeinträchtigung des Sehvermögens in etwa drei Fünfteln aller Fälle herbei. Wenn es sich vielleicht auch nicht gerade um eine Spaltung des Sehnerven zu handeln braucht, so genügen doch starke Blutergüsse innerhalb oder auch außerhalb der Netzhaut zu einer schweren Schädigung des Auges. Es sind solche Verletzungen beispielsweise bei Radfahrern vorgekommen, die beim Sturz eigentlich nur einen Fall auf die Schulter verspürten, während der Kopf selbst anscheinend eine geringe Erschütterung erhielt. Wenn sie sich dann von dem Sturz scheinbar erholt hatten, trat eine schwere Sehstörung ein, die zeitweise zum vollständigen Verlust des Sehvermögens führte. Mit dem Nachlassen der Schwellung kann auch eine Wiederherstellung der Sehkraft erfolgen, die aber doch immer unvollkommen bleibt. Allerdings muß man bedenken, daß es sich dabei meistens um sehr starke Kontusionen handeln wird, bei denen vor allem auch das Gehirn in schwere Mitleidenschaft gezogen wird. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb man von den Verletzungen des Auges in solchen Fällen nicht allzu oft hört. —

Aus dem Pflanzenleben.

tz. Farbenvarietäten bei Pflanzen. Bei Kulturgewächsen, besonders denen, die zur Zierde in Gärten und Parkanlagen gezogen werden, ist die Erscheinung sehr häufig, daß Individuen einer und derselben Art eine verschiedene Färbung besitzen, während sie im übrigen einander gleich sind. Was haben wir zum Beispiel für verschiedenfarbige Varietäten vom Gartenmohn, von den Astern und Georginen! In der Natur ist eine solche Farbenvariation verhältnismäßig selten, wenigstens in Anbetracht der großen Formenfülle, die sonst in Pflanzenreiche herrscht. Man darf hierher besonders nicht den Albinismus rechnen, der nichts als eine anormale Unterdrückung des Farbstoffes ist. An vielen im Freien wachsenden Pflanzen werden Varietäten mit weißen Blüten beobachtet. Diese Varietäten aber treten nur vereinzelt auf, sie sind wohl nicht konstant. Dagegen zählt Georg Bitter in einer Abhandlung „Dichroismus und Pleochroismus als Rassencharakter“ (Berlin 1904) eine Reihe von Pflanzen auf, die in Varietäten von verschiedener Färbung beobachtet worden sind. Die Farbengleichheit erstreckt sich bei einer großen Anzahl von Pflanzen auf den Stengel. So gibt es von der italienischen Epiphyllone eine Varietät mit grünem und eine mit rotem Stengel. Die letztere hat auch rote Äste und die Fruchthüllen sind bei ihr vor der Reife von derselben Farbe. Sie wächst rascher und vollendet ihre Vegetationsperiode in viel kürzerer Zeit als die grünstengelige Art. Beide vererben ihre Färbung, allerdings nur dann, wenn sie an getrennten Orten wachsen. Haben sie einen gemeinsamen Standort, so kreuzen sie sich unter einander. Eine solche grüne und rote Varietät wurde auch beim wilden Lattich, allerdings im Botanischen Garten zu Münster beobachtet. Auch der Gartenlattich oder Kopfsalat besitzt eine Art mit rotem Stengel. Bitter kultiviert außerdem seit zwei Jahren zwei Rassen vom geflügelten Nachtschatten. Die eine hat einen grünen, die andere einen rot angelaufenen Stengel. Grün- und violettstengelige Varietäten, neben einander wachsend, wurden jodann von Bitter in der Nähe von Münster aufgefunden, bei der Aderbissel, dem Rainfarn, der gemeinen Varen-Klau, Baldangelika, der großen Brennessel und der Hühnerhirse. Mütter werden bei den angegebenen Arten auch Individuen beobachtet, welche in der Mitte stehen zwischen rotstengeligen und grünstengeligen Exemplaren. Es ist aber noch nicht festgestellt, ob sie durch Kreuzung entstanden sind oder ob sie ursprüngliche Uebergangsformen zwischen den beiden extremen Rassen bezeichnen. Bei der Gartenwollschmide, einem verbreiteten Unkraut auf Kulturland, sind schon früher zwei Farberassen festgestellt worden. Die eine kann ebenfalls als rotstengelige Varietät bezeichnet werden, aber das Rot erstreckt sich auch auf die Blattänder, die Honigdrüsen und andere kleinere Teile der Pflanze. Die andere Varietät hat schwefelgelbe Stengel und Zweige, und auch im übrigen ist Gelb die vorherrschende Farbe. Farberunterschiede zeigen sich innerhalb einer

und derselben Art auch in der Natur bisweilen an der Blüte oder an den Staubfäden und Narben. Häufiger noch zeigen sich Verschiedenheiten in der Farbe der Früchte oder der Samen, es sind aber noch keine sicheren Untersuchungen weiter angestellt worden, ob diese verschiedenen Färbungen einzelner Organe selbständig auftreten oder nur Teilercheinungen einer allgemeinen Verschiedenheit einer Varietät von der Stammart sind. —

Technisches.

— Kesselschaden infolge eines Innenanstrichs. Bei einem engrohren Siederohrkessel, System „Mar Nicol“, riß, wie der Düsseldorf Dampfkessel-Überwachungsverein berichtet, während des Betriebs in der unteren Reihe ein Siederohr unmittelbar an der vorderen Rohrwand ab. Der plötzlich austretende Dampf schlug die Feuertüren auf und schleuderte das auf dem Rost befindliche Feuer auf den Heizerstand. Glücklicherweise stand der Heizer nicht gerade vor dem Kessel, sondern etwas seitwärts, so daß er nur eine leichte Verletzung an der Hand erhielt. Der Kessel war innen zum Schutze gegen Rosten und zum leichteren Entfernen des Kesselsteins mit einem Anstrich versehen. Der Anstrich hatte dann bewirkt, daß der Kesselstein bei einer Betriebspause in kleinen Stücken abgeprungen war und sich vorne in den Siederohren und in der vorderen Wasserkammer abgelagert hatte. Infolge dieser Ablagerung trat eine übermäßige Erhitzung des Siederohres ein und riß das Rohr infolge dessen ab. Begünstigt wurde das Abreißen des Rohres durch eine falsche Montage der beiden Wasserkammern gegeneinander, und zwar lagen die beiden Wasserkammern nicht parallel zueinander, so daß die Löcher für die Siederohre in den Rohrwänden nicht aufeinander paßten, sondern gegeneinander versetzt waren. Beim Einziehen und Einwalzen der Rohre in die Rohrwände trat somit eine leichte Knickung der Siederohre ein.

Bei Anwendung einer Anstrichmasse sollte man immer sehr vorsichtig verfahren, namentlich die direkt vom Feuer berührten Kesselteile nicht damit versehen, weil sonst ein Abspringen von Kesselsteinteilen stattfindet und diese sich dann infolge der Wasserzirkulation leicht da ablagern, wo die intensivste Wärmewirkung ist. — („Technische Rundschau“.)

Humoristisches.

— Empörend. „Wissen Sie, das Stüd ist aber so frivol und unanständig, daß ich am liebsten gleich gehen möchte . . . und noch dazu diese Unruhe, man kann fast kein Wort verstehen!“ —

— Familienverkehr. Rentier Meher: „Da schickt mir unser Freund Schröder eine Einladung zur Beeridigung seiner dritten Frau. Weißt Du, Antonie, wir mühten uns doch auch einmal rebanchieren!“ —

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Nach dem „Athenaeum“ sind im Monat Dezember 200 000 Bände Dickens in England verkauft worden. —

— Erfolg bei der Uraufführung hatten: „Fremde Leute“, ein vieraktiges Schauspiel von Rudolf Habel im Wiener Raimund-Theater, Alfred Kaisers Oper „Die schwarze Rina“ in Elberfeld. —

— J. Werkmanns neues Drama „Justina Dunka“ wird anfangs Februar im Raimund-Theater zum erstenmal gegeben werden. —

— In das Programm der Nürnberger Landesausstellung 1906 ist eine telephonische Uebertragung von Vorstellungen der Münchener Hofoper aufgenommen worden. —

— Im Convent-Garden in London werden im Mai zwei vollständige Zyklen von Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ unter Leitung von Hans Richter zur Ausführung kommen. Das Werk wird ungekürzt gegeben werden. —

— In der Nähe der spanischen Stadt Tortosa ist eine neue Sternwarte zu Forschungen errichtet worden, die über die Beziehungen zwischen den Vorgängen auf der Sonne und auf der Erde Aufschluß geben sollen. Zwei Gebäude sind für magnetische Untersuchungen bestimmt, das eine zu absoluten Messungen des Erdmagnetismus, das andere zur Feststellung der regelmäßigen Schwankungen und der außerordentlichen Störungen des Magnetismus, die zeitlich mit Vorgängen auf der Sonne zusammenfallen. Ferner sollen die Sonnenflecken und die Ausbrüche des Sonnenkörpers beobachtet werden, auch für das Studium der Luft und der Erdererschütterungen ist gesorgt worden. —

— Eine große Tropfsteinhöhle ist nächst Marfousina bei Triest entdeckt worden. Sie enthält viele Hallen, zwei senkrechte Schlände, 35 und 22 Meter tief, führen in das Innere. Die Ausdehnung beträgt mehrere Kilometer. Die Haupthöhle wird der Länge nach von einem unterirdischen Flusse durchströmt. —

— C. Pröhdorf hat die Leuchtpetroleummarken, die in Deutschland gegenwärtig untersucht werden, nach physikalisch-photometrischen Methoden untersucht. Es ergab sich, daß die europäischen Marken das amerikanische Petroleum nicht nur an Lichtstärke wesentlich übertreffen, sondern auch einen viel höheren Entflammungspunkt besitzen, also feuersicherer sind. —